

Sergey Nefedov

Staatliche Universität St. Petersburg

E-Mail: s.nefedov@spbu.ru

Fachsprache 'Linguistik' in der universitären Kommunikation: explizite und implizite Autorisierung sprachwissenschaftlicher Texte

ABSTRACT

Sublanguage 'linguistics' in university communication: Explicit and implicit authorisation of scientific texts

This paper deals with authorisation aspect of German scientific text observed in a sample of linguistic monographs and articles. This author-referred plan includes two complementary dimensions: explicit and implicit. As far as the explicit speaker deixis is concerned, it is expressed by the personal pronouns 'ich' and 'wir' and their case forms. The text frequency of these pronouns works out at 2,5 % of the total number of the text predications examined in the sample (188 from 7356). These data allows us to justify the limitations of so-called "prohibition of authorisation" / "das Ich-Verbot" for scientific texts and to explicate the pragmatic conditions for the author's transition from the distanced argumentative presentation to the authorized text perspective. The explicit authorized predications are not given in the texts randomly, but are characterized by their selectivity to the text parts with a certain communicative intention and adapted to the purposes of scientific communication.

On the other hand the speaker deixis does not usually have a separate explicit expression in the scientific text structure, but it is incorporated in the semantics of modal and epistemic components, rational assessment elements, names of intellectual actions and operations of the researcher, connecting markers etc. Repeating recursively, they imply a reference to the position and viewpoint of the author in the context of epistemic research situation, forming together with explicit speaker-referred forms a single integrated plan of scientific text authorisation.

Keywords: language of science, scientific linguistic text, maxims of scientific communication, explicit speaker deixis, implicit authorisation

Im vorliegenden Beitrag sollen kennzeichnende handlungskommunikative und textbildende Grundlagen diskutiert werden, die dem Textproduzieren bzw. –rezipieren im universitären (akademischen) Bereich zugrunde liegen. Für den jeweiligen Kommunikationsbereich scheint bis heute kein spezieller, allgemein anerkannter Fachausdruck vorhanden zu sein. Ausgehend von den hier dominierenden wissensermittelnden bzw. –vermittelnden Aktivitäten und den sie begleitenden Sprachhandlungen / Texten kann die universitäre

Kommunikation logischerweise in einen breiteren institutionellen Wissenschaftsrahmen eingebettet und als wichtiges Teilgebiet des umfassenden Kommunikationsbereiches 'Wissenschaft' behandelt werden.

Um den institutionellen, sozial ausgeprägten Charakter dieses Rahmenbereiches hervorzuheben, bezeichnet ihn Margot Heinemann als den Bereich 'Hochschule und Wissenschaft' (Heinemann 2000: 703). Der von ihr eingefügte Zusatz 'Hochschule' impliziert zugleich eine zentrale Rolle von Universitäten und Hochschulen in der Ermittlung und Weitergabe des Wissens an die Vertreter der sprachlichen Gemeinschaften.

Für die Wissensgewinnung und Wissenstransfer bedient man sich einer besonderen Fachsprache, die diese spezifischen sozialen Aufgaben effizient zu lösen vermag. In den einschlägigen Darstellungen wird sie unter dem Begriff 'Wissenschaftssprache' thematisiert; s. dazu z. B. Weinrich (1989), Ehlich (1993), Kretzenbacher (1995), Pumljansky (1977), Alikaev (1999), Kozhina (2006), Chernjavskaja (2006). Es handelt sich dabei um konventionell geltende lexikalische und grammatische Sprachmittel und „stereotype Ausdrucks- und Konstruktionsmuster“, die die „Wissenschaftlichkeit“ kontextualisieren und sich „als Signale von wissenschaftlichem Handeln und fachlicher Autorität“ zeigen (Steinhoff 2007: 5). Die Aufzählung von frequentierten, an den Wissenschaftsbereich gebundenen Mitteln bleibt nach wie vor in den linguistischen Studien offen. Aufgeführt werden in diesem Zusammenhang solche sprachlichen Indikatoren des wissenschaftlichen Stils wie deagentivierte Passiv-, Infinitiv-, und Reflexivstrukturen, attributive Genitivketten, komprimierte Nominalkonstruktionen, fachspezifische Lexik (Termini), Konnektoren, unbestimmt-persönliche Pronomina mit generalisierender Bedeutung etc. (Heinemann 2000: 704-705; Kozhina 2006: 248-250; Bußmann 2008: 186-187; Glück 2010: 194-195). Diese und ähnliche sprachliche Mittel verleihen den wissenschaftlichen Texten ein besonderes Gepräge von Wissenschaftlichkeit. Ihre hohe Frequenz und durchlaufende Wiederholung bilden die Grundlage für den systemhaften Charakter des wissenschaftlichen Stils. Man könnte sie als sprachliche Indizien von historisch entwickelten, sozial etablierten Normen und ethischen Kanons der wissenschaftlichen Textformulierung betrachten. Es ist aber zugleich evident, dass es sich hier nicht nur um bloße Sprachförmlichkeit handelt. Die Wahl und die Bevorzugung von solchen hochfrequentierten Mitteln in den Wissenschaftskontexten muss vor dem Hintergrund der in der wissenschaftlichen Tätigkeit zu lösenden Aufgaben bewertet werden. Im Grunde genommen wird ihre sprachfunktionale Leistung durch die Anforderungen der modernen Wissenschaftskommunikation

bestimmt, die – zusammengefasst nach Gabriele Graefen formuliert – in der Produktion „überindividuell gültigen Wissens“ besteht (Graefen 1997: 201).

In Übereinstimmung mit diesem globalen Ziel der Wissenschaftskommunikation formuliert Harald Weinrich aus kommunikativ-pragmatischer Sicht die besonderen, sozial eingespielten Strategien, die die wissenschaftliche Textproduktion prägen, in Form von drei „Verboten“: dem „Ich-Verbot“, dem „Erzähl-Verbot“ und dem „Metaphern-Verbot“ (Weinrich 1989). Diese Maximen sind als diejenigen mit übergreifender Geltung gedacht und betreffen somit allgemeine sprachliche Wissenschaftlichkeit, ohne zwischen einzelnen Fachdisziplinen, insbesondere zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften eine Grenze zu ziehen.

In Anlehnung an die genannten Wissenschaftsmaximen von Harald Weinrich soll im vorliegenden Beitrag der springende Punkt diskutiert werden, wie streng diese allgemeingültigen Konventionen von den Linguisten befolgt werden. Dabei möchte ich mich wegen Platzgründen nur auf die erste Textproduktionsmaxime konzentrieren.

Die empirische Grundlage dieses Aufsatzes bilden fünf wissenschaftliche Artikel, eine Monographie und ein Kapitel aus dem Sammelband, die insgesamt 313 Textseiten haben. Als operationale Texteinheit für die vorgenommene Analyse der Wissenschaftssprache dient die 'Prädikation', von der schon seit alters bei der Bedeutungsbestimmung einer Aussage in der Philosophie, Logik und selbstverständlich in der Sprachwissenschaft Gebrauch gemacht wird. Dieser Begriff hat beispielsweise in der grammatischen Theorie von Vladimir G. Admoni breite Anwendung, mit dessen Hilfe der logisch-semantische Mechanismus der Satzkonstituierung erklärt wird (Admoni 1957: 43ff.). Aber viele andere Linguisten verwenden diesen Begriff bei der Beschreibung von sprachlichen Einheiten und deuten ihn je nach ihren theoretischen Ausgangspositionen und Forschungszielen. So versteht Harald Weinrich unter einer Prädikation „ein Determinationsgefüge besonderer Art [...], in dem einem Subjekt ein Prädikat zugesprochen wird, und zwar mit einem Geltungsanspruch einer ausdrücklichen Feststellung“ (Weinrich 2007: 183).

Strukturell gesehen besteht eine Prädikation aus einer finiten Verbform und einem Subjekt, die miteinander in Person und Numerus kongruieren, semantisch aber entsprechend ihrem kategorialen (verbalen bzw. nominalen) Status auch andere grammatische Bedeutungen aufweisen wie z. B. Temporalität oder Kasus. Von dieser Grundeinheit ausgehend könnte man sich folglich der gesamten Text und dessen propositionale Struktur als eine begrenzte Menge von Prädikationen mit bestimmten semantischen Merkmalen vorstellen. Wenn man

die Prädikationen eines Textes nachgezählt hat und danach auch den Anteil von Prädikationen mit konkreten Eigenschaften wie Autor- oder Vergangenheitsbezug feststellt, dann könnte man anschließend Schlussfolgerungen ziehen, welche Rolle die jeweilige zu interpretierende Sinnkomponente im gesamten Textinhalt spielt und wie letztlich der Textinhalt überhaupt strukturiert ist.

Der vorliegende Beitrag stützt sich eben auf dieses Verfahren, auf dessen Grundlage insgesamt 7356 Prädikationen der kontinuierlichen Stichprobenanalyse unterzogen werden und darunter die relative Häufigkeit verfasserelbstreferierender Texteinheiten errechnet wird. Die gewonnenen Werte sollen wesentliche qualitative Eigenschaften der untersuchten sprachwissenschaftlichen Texte anzeigen. Ergänzt wird diese Analyse durch das Heranziehen sprachlicher Mittel, die sich auf den Autor indirekt beziehen, dennoch zur Autorisierung des wissenschaftlichen Textes wesentlich beitragen.

Explizite Autorisierung des sprachwissenschaftlichen Textes

Die Frage, wie Autoren wissenschaftlicher Werke auf sich selbst verweisen und folglich ihre Präsenz im Textproduktionsprozess ankündigen, gehört zu den meist diskutierten Problemen. Die linguistische Auseinandersetzung mit dieser Frage erweckt den Anschein, es bestehe darüber ein Konsens unter den Sprachforschern und die Antwort liege auf der Hand: verfasserelbstreferierende Bezüge müssen in der Wissenschaftskommunikation vermieden werden. Dies hat Harald Weinrich in seinem gut bekannten „Ich-Verbot“ in äußerst kategorischer Weise formuliert: „Ein Wissenschaftler sagt nicht ich“ (Weinrich 1989: 132). Aus Platzgründen verzichte ich auf weitere Kommentare zu anderen wichtigen Aufsätzen zu diesem Thema, in denen eine ähnliche Meinung vertreten wird und die größtenteils in der Arbeit von Torsten Steinhoff ausreichend charakterisiert sind (Steinhoff 2007: 2-3).

Das „Ich-Verbot“ könnte m. E. eher im Sinne einer dominierenden Tendenz verstanden werden, für die aber auch zugleich manche textsortenspezifische Einschränkungen zuzulassen wären. Für eine solche ausgewogene Position sprechen auch neuere empirisch fundierte Studien wie z. B. die Arbeiten von Gabriele Graefen (1997) oder Torsten Steinhoff (2007). So hat Torsten Steinhoff die Korpusanalyse des ich-Gebrauchs anhand von etwa 100 Zeitschriftenaufsätzen der Fächer Linguistik, Literatur- und Geschichtswissenschaft vorgenommen. Er kommt dabei zu dem Schluss, dass „sich die verbreitete Annahme, Verfasser wissenschaftlicher Abhandlungen beugten sich übergreifend einem strikten „Ich-Verbot“ oder „ich-Tabu“, [...] nicht bestätigt. Das *ich* findet durchaus Verwendung“ (Steinhoff 2007: 7). Mich

auf eigene Beschäftigung mit den wissenschaftlichen Texten stützend möchte ich mich dieser Schlussfolgerung sehr gerne anschließen.

Nach Steinhoff beträgt die Häufigkeit von 'ich' in seinem Textkorpus durchschnittlich 0,74 Mal, gemessen an 1000 Wörtern (1000 Wörter umfassen ca. 2,5 Textseiten) und weist somit die höchsten Werte eben für sprachwissenschaftliche Texte im Vergleich zu literatur- und geschichtswissenschaftlichen Texten auf. Wenn man diese Werte pro Textseite umrechnet, dann ergibt sich eine Zahl ca. 0,3 Mal. Diese Zahl bedarf meiner Meinung nach einer weiteren Deutung und Präzisierung, denn es entstehen manche Bedenken, ob die explizite Autorisierung von linguistischen Texten tatsächlich so niedrig, bei ca. 0,3 Mal pro Seite liegt. Das ist schon deswegen berechtigt, weil es auch andere Sprachformen gibt, die gelegentlich sprecher- bzw. schreiberbezogen gebraucht werden. Es wird hiermit der so genannte Autorenplural 'wir' oder „pluralis modestiae“ gemeint (Heidolph / Flämig / Motsch 1981: 653; Helbig / Buscha 2005: 226; Duden 2009: 263-264).

- (1) In unserer Darstellung werden **wir** versuchen [...] (Ernst 2002: 18)
- (2) **Wir** haben oben (vgl. S. 105) festgestellt, dass [...] (Ernst 2002: 107)
- (3) Darunter verstehen **wir** [...] (Ernst 2002: 117)
- (4) **Wir** wollen im Folgenden nicht auf Details des Gesprächs [...] eingehen (Ernst 2002: 135)

Der autorisierte Gebrauch von 'wir' kommt in den wissenschaftlichen Publikationen vor, in denen der Autor eine 'hedged' orientierte Vertextungsstrategie einschlägt, wobei er das Ziel hat, die illokutive Kraft seiner assertiven Behauptungen abzuschwächen und somit sie gegen mögliche Einwände potentieller Opponenten zu schützen oder für spätere neue Einsichten offen zu halten (Graefen 1997: 205). Dieser Gebrauch von 'wir' wird auch gelegentlich „Bescheidenheitsplural“ genannt, weil „sich [der Autor] quasi mit anderen, Ungenannten, in eine Reihe stellt“ (Duden 2009: 263).

Wenn man diese andere Möglichkeit der Verfasserbezeichnung in Betracht zieht, so sieht die Auswertung der von mir untersuchten Texte so aus, wie in der unten gegebenen Tabelle vorgeführt ist.

Tabelle 1: Quantitative Angaben zum Texteingang von Sprachformen „ich / mir /mein“ und „wir /uns“

Textsorte	Gesamtzahl von Prädikationen / Textseiten	Prädikationen mit:		
		„ich / mir /mein“	„wir /uns“	gesamt
A) wissenschaftl. Artikel Egbert 2002	401 / 20	28	2	30
Hennig 2006	584 / 20	46	6	52
Steinhoff 2007	582 / 24	18	0	18
Thaler 2007	636 / 32	0	0	0
Schiewe 2011	307 / 10	4	11	15
gesamt:	2510 / 106	96	19	115
B) Kapitel im Sammelband Linke, Nussbaumer 2000	651 / 21	7	16	23
C) Monographie Ernst 2002	4196 / 186	23	157	180
gesamt	7356	126	192	318

Insgesamt sind es also 318 Realisierungen von 'ich' / 'wir' und deren Formen, was 4,3 % der Gesamtzahl der Prädikationen beträgt. Somit ist der Anteil von Prädikationen, die sich auf den Autor potentiell beziehen könnten, um 3,4 Mal größer im Vergleich zu dem entsprechenden Wert von 0,74 Mal pro 1000 Wörter für linguistische Texte, den in seiner Studie Torsten Steinhoff angibt (ebd., S. 8) und der prozentual – wie weiter folgt – ausgedrückt werden kann.

In meinem Korpus sind 7356 Prädikationen auf 313 Textseiten oder 23,5 Prädikationen pro Seite. Wenn man diese durchschnittliche Zahl auf die von Steinhoff gegebenen Werte anwenden würde, so käme man auf 2,5 Seiten 58,75 Prädikationen im Korpus von Steinhoff haben. Von diesen 58,75 Prädikationen würden 0,74 Prädikationen durch 'ich' autorisiert sein. Das macht im

Durchschnitt ca. 1,26 % für die totale Autorisierung von Textprädikationen. Es muss dabei unterstrichen werden, dass es sich hier nicht um die sprachliche Form 'ich' an sich handelt, sondern um deren semantischen Wert als Verfasserbezeichnung. Schließlich wird mit dem „Ich-Verbot“ zweifellos semantische Dimension des ich-Gebrauchs gemeint: Man spreche nicht über sich selbst in der Wissenschaftskommunikation. Wenn man die semantische Dimension des ich-Gebrauchs im Auge hat, dann entstehen einige Unklarheiten bezüglich der oben angeführten Werte. Einerseits soll die in den meisten Grammatiken und Lexika übliche Formulierung, mit 'ich' beziehe sich der Sprecher auf sich selbst (Eisenberg 2013: 170; Duden 2009: 263; Wahrig 1987: 679), nicht täuschen. In wissenschaftlichen generalisierbaren Kontexten kann auch das Ich verallgemeinernd, d.h. nicht mit dem üblichen verfassersreferentiellen Bezug, sondern für eine beliebige Person wie „man“ oder „jedermann“ verwendet werden. Ein Beispiel dazu:

(5) Folgende Schlussfolgerungen sind hier möglich: 1. Da **ich** gemäß dem Kooperationsprinzip annehmen kann, dass mein Gesprächspartner die Maximen nicht bewusst verletzen will [...], gehe ich davon aus, dass er seinen Beitrag gemäß den Konversationsmaximen gestalten wollte. 2. **Ich** versuche daher, die Maximen anzuwenden und den Beitrag als adäquat zu verstehen. Wenn **ich** weiß, dass die [...], kann **ich** die Antwort in diesem Sinn als Angabe einer ungefähren Uhrzeit verstehen (Ernst 2002: 125-126).

In diesem Beleg, in dem es um allgemeingültige Prinzipien der menschlichen Kommunikation nach ein und demselben Verhaltensmuster geht, kann „ich“ problemlos durch „man“ ersetzt werden. Es steht hier nicht für den Sprecher (Autor), sondern generalisierend für alle Menschen. Auf eine solche funktionale Umdeutung von 'ich' „in Äußerungen, mit denen bestimmte logische Operationen (wie Implikationen u. a.) über allgemeingültige Zusammenhänge ausgedrückt werden“, wird in den „Grundzügen“ (1981: 654) hingewiesen.

Andererseits sollte auch davon nicht vergessen werden, dass 'ich' deklinierbar ist und Kasusformen besitzt, die sich auch auf den Sprecher beziehen:

(6) [...] stellte sich **mir** die Frage, ob **ich** auf einen seltenen Ausnahmefall getroffen war (Egbert 2002: 2).

(7) Beim Transkribieren [...] weckte das folgende Datensegment **mein** Interesse [...] (Egbert 2002: 11).

(8) [...], die **mir** nicht zur Verfügung standen (Hennig 2006: 411).

Demzufolge muss das generalisierende Ich wie im Beispiel (5) aus den ich-Belegen entfernt werden und die mir- / mein-Belege müssen umgekehrt mitgezählt werden.

Das allgemeine Bild der expliziten Verfasserreferenz in sprachwissenschaftlichen Texten wird noch verwickelnder, wenn man sich bedenkt, dass auch 'wir' mehrere Bedeutungen hat. Es stellt sich sogar heraus, dass 'wir' in der Hälfte aller Belege generalisierend gebraucht wird, und zwar in Kontexten, in denen mentale Verarbeitungsoperationen über die gewonnenen Erkenntnisresultate als allgemeingültige Zusammenhänge oder das Explizieren der letzteren nach einem allgemeinen Verhaltensmuster dargestellt werden:

(9) [...] **wir** legen durch unser Weltwissen etwas in die Äußerung hinein, wir inferieren oder ergänzen die Äußerung. Was **wir** inferieren, hängt natürlich von unserem Weltwissen ab [...] (Ernst 2002: 31)

Ziemlich selten, aber dennoch kommt auch das exklusive / ausschließende Wir (nur fünf Belege), bei dem sich 'wir' nur auf den Adressaten bezieht und funktional-pragmatisch darauf gerichtet ist, das Textrezipieren des Lesers zu kontrollieren bzw. ihn zur Ausführung mentaler Aktivitäten zu bewegen:

(10) Wie **wir** noch sehen werden, [...] (Ernst 2002: 13)

(11) Sehen **wir** uns dieses Beispiel an: [...] (Ernst 2002: 121)

(12) **Wir** haben gesehen [...] (Linke / Nussbaumer 2000: 447)

Mit 'wir' wird in Belegen (10)-(12) der Leser gemeint, statt 'wir' könnte 'du' oder die Höflichkeitsform 'Sie' verwendet werden.

Wenn man die oben dargelegten Überlegungen bezüglich der funktionalen Leistungen von 'ich' und 'wir' in den sprachwissenschaftlichen Texten berücksichtigt, dann sieht die explizite Autorisierung der untersuchten Texte so aus:

Tabelle 2: Quantitative Angaben zu explizit autorisierten Prädikationen in sprachwissenschaftlichen Texten

Textsorte	Gesamtzahl von Prädikationen / Textseiten	Prädikationen mit:		
		Autor-Ich	Autor-Wir	gesamt
A) wissenschaftl. Artikel Egbert 2002	401 / 20	28 / 6,98 %	2 / 0,5 %	30 / 7,48 %
Hennig 2006	584 / 20	46 / 7,87 %	6 / 1,03 %	52 / 8,9 %
Steinhoff 2007	582 / 24	18 / 3,1 %	0	18 / 3,1 %
Thaler 2007	636 / 32	0	0	0
Schiewe 2011	307 / 10	3 / 1 %	0	3 / 1 %
gesamt:	2510 / 106	95 / 3,78 %	8 / 0,32 %	103 / 4,1 %
B) Kapitel im Sammelband Linke, Nussbaumer 2000	651 / 21	0	5 / 0,77 %	5 / 0,77 %
C) Monographie Ernst 2002	4196 / 186	2 / 0,05 %	78 / 1,86 %	80 / 1,9 %
gesamt	7356	95 / 1,29 %	93 / 1,26 %	188 / 2,5 %

Wie es aus Tabelle 2 folgt, steigt der Grad der expliziten Autorisierung des sprachwissenschaftlichen Textes um das Zweifache, wenn man sich nicht ausschließlich auf die verfasserselbstreferenzielle Ich-Form beschränkt und andere sprecher- / schreiberdeiktischen Ausdrücke mit einbezieht. Wichtig ist auch zu betonen, dass die verfasserselbstreferenziellen Ausdrücke nicht unsystematisch im Text verstreut sind, sondern ihr Texteinsetz bestimmten Regeln unterliegt. Das bedeutet, dass sie eine klare sprechhandlungsspezifische Dimension aufweisen und tendenziell bei der Ausführung bestimmter Texthandlungen bevorzugt werden. Dass der Autor sich selbst an bestimmten Textstellen thematisiert, darauf wurde in der einschlägigen Fachliteratur mehrmals hingewiesen; siehe u. a. Kresta 1995: 66 ff., Graefen 1997: 205;

Steinhoff 2007: 3. Zu nennen sind hier vor allem die folgenden wichtigen Einsatzbereiche der autorisierten sprachlichen Marker.

Planung der bevorstehenden wissensermittelnden Tätigkeiten

Planungsorientierte Handlungen sind für einen wissenschaftlichen Text sozusagen vorprogrammiert, denn sie machen die Wissensgewinnung transparent und tragen solchen sozial eingespielten und als Kanon allgemein angesehenen Qualitäten der wissenschaftlichen Textproduktion wie „Klarheit, Widerspruchsfreiheit und Folgerichtigkeit, die von der Wissenschaftstheorie [...] gefordert sind und die ohne weiteres auch als ästhetische Werte eines wissenschaftlichen Stils anerkannt werden können (Weinrich 1994: 8). Einige Beispiele zur Verbalisierung von planungsorientierten Handlungen:

(13) Darauf komme **ich** in Kap. 1.5. zurück (Hennig 2006: 419)

(14) Zunächst möchte **ich** die Bandbreite an [...] exemplifizieren, danach untersuche ich [...] (Egbert 2002: 5)

(15) **Wir** werden auf dieses Problem weiter unten (Kap. 2.3.2 und 4.3.1) noch zurückkommen (Ernst 2002: 14)

(16) **Wir** wollen im Folgenden nicht auf Details des Gesprächs [...] eingehen (Ernst 2002: 135)

In den Beispielen (13)-(16) weist der Autor, durch 'ich' bzw. den Autorenplural 'wir' bezeichnet, auf die im nachfolgenden Text zu explizierenden Fragestellungen. Die prospektive Zuweisung wird durch das Präsens futuralis / das Futurum 1 sowie durch die lexikalischen Ausdrücke mit lokal- bzw. temporaldeiktischer Leistung (zunächst – danach, weiter unten, im Folgenden, in Kap. 1.5 u. a. m.) markiert. Als planungsorientiert wirken hier auch die willensbestätigenden Modalverben 'möchten' und 'wollen', die den Willenseinsatz und die zielgerichteten Bemühungen des Autors bei der Wissensgewinnung betonen.

Metakommunikatives Kommentieren von eigenen wissensermittelnden Aktivitäten

Des öfteren bezeichnet der Autor im Rahmen autorisierter Aussagen seine eigenen wissensermittelnden bzw. –vermittelnden Handlungen:

(17) [...] **ordne ich** diesen Beleg dem Nähezeichentyp **zu** (Hennig 2006: 419)

(18) In einer Folgestudie **werde ich argumentieren**, dass [...] (Egbert 2002: 3)

(19) Daraus **folgern wir**, dass [...] (Ernst 2002: 33)

Solche Äußerungen mit expliziter Verfasserreferenz sind metakommunikativ zu verstehen. Sie enthalten die Aussagen nicht über das zu analysierende Gegenstandsobjekt, sondern über den Kommunikationsprozess selbst, d. h. Darüber, wie der Autor agiert und was für kognitive „Schritte“ er als Forscher unternimmt. Die jeweiligen Aussagen gehören zum eigentlichen Thema des wissenschaftlichen Textes nicht und sind in der linguistischen Fachliteratur unter dem Begriff „Kommunikation über Kommunikation“ bekannt (Jacobson 1975, Wierzbicka 1978, Techtmeier 2000). Die entsprechenden autorbezogenen Handlungen werden durch 'verba cognoscendi' wie „argumentieren“ oder „zuordnen“ bezeichnet.

Intertextuelles Hinweisen auf die Arbeiten der Vorläufer

Die autorselbstreferenziellen Ausdrücke kommen auch an den Textstellen vor, an denen sich der Schreiber auf die Arbeiten anderer Sprachforscher bezieht:

(20) [...] verweise **ich** auf Thim-Mabrey (1985: 52 ff.) (Egbert 2002: 6)

(21) Den Terminus „Nähezeichen“ verwende **ich** in Anlehnung an (Ágel 2005) (Hennig 2006: 420)

(22) **Wir** folgen hier Karttunen o. J., ins Deutsche übersetzt in Levinson 2000, S. 197 (Ernst 2002: 38)

Das Zitieren und der Bezug auf die Werke anderer Autoren gehören zu den wissenschaftsspezifischen, routinisierten Sprachhandlungen, die den theoretischen Hintergrund des wissenschaftlichen Textes ausmachen und zugleich die Fachkompetenz des Forschers anzeigen. In der Textlinguistik und der funktionalen Stilistik werden sie als eine „Form der Intertextualität aufgefasst, die die Sprechereinstellung zu dem von den Vorläufern ermittelnden Wissen signalisiert“ (Chernyavskaya 2006: 58-61; 2013: 130-131). Als sprachliche Signale gelten hier in erster Linie die Autorennamen, die Angaben zum Erscheinungsjahr und die zitierten Textstellen sowie die Prädikate bzw. Prädikatsgruppen mit entsprechender Semantik (auf etw. verweisen, in Anlehnung an j-n verwenden, j-m in dieser Frage folgen usw.).

Berichten über den wissenschaftlichen Ermittlungsprozess

In den narrativen Einschüben und gelegentlich auch in den längeren narrativen Passagen geht meist der Wechsel der temporalen Textperspektive mit der Änderung der Subjektperspektive parallel, z. B.:

(23) [...] stellte **ich mir** die Frage, ob **ich** auf einen seltenen Ausnahmefall getroffen war. Um diese Frage zu beantworten, untersuchte **ich** [...] (Egbert 2002: 2)

(24) [...] weil eine Ausbuchstabierung eines solchen Kriteriums nicht ohne technischen Hilfsmittel der Intonationsforschung möglich ist, die **mir** nicht zur Verfügung standen (Hennig 2006: 411)

In den Belegen dieser Art greift der Autor auf seine Erinnerungen zurück und holt aus dem Gedächtnis Informationen über die im Vergangenen liegenden Erkenntniserfahrungen aus der Anlaufphase der jeweiligen wissenschaftlichen Tätigkeit: das Sammeln des Sprachmaterials, die Auswahl der ihm zuständigen Verfahrensmethoden, die persönlichen Beweggründe für sein Schreiben usw.

Adressatenorientiertes Textstrukturieren

Explizit autorisiert sind auch jene Textteile, an denen intratextuelle Hinweise vom Verfasser gegeben werden:

(25) **Wir** haben oben (vgl. S. 105) festgestellt, dass [...] (Ernst 2002: 107)

(26) In 1.1 habe **ich** bereits zur Illustration ein *so* eingeführt (Hennig 2006: 418)

(27) [...] **wir** es oben formuliert (Linke / Nussbaumer 2000: 439)

Die Äußerungen wie (25)-(27) dialogisieren das Textproduzieren bzw. – rezipieren, indem sie auf der Folie der im wissenschaftlichen Text dominierenden unpersönlichen und generalisierenden Darstellungsweise einen engeren Kontakt zum Adressaten entstehen lassen. Kommunikativ-pragmatisch gesehen zielen sie darauf ab, dem Kommunikationspartner die Zusammenhänge zwischen den Kompositionsteilen eines Textes explizit zu machen und somit die Aneignung der vermittelten Information zu erleichtern. Der Übergang von der distanzierten allgemeingültigen Textentfaltung in Abstraktion vom tatsächlichen Agens der Forschung und der das Agieren begleitenden Kommunikationssituation zur autorisierten Darstellungsweise ist sowohl in der Subjektskomponente (wir, ich), als auch im Prädikat (Perfekt statt Präsens generalis) markiert.

Implizite Dimension der Autorisierung im wissenschaftlichen Text

Jeder Text, darunter auch der sprachwissenschaftliche Text hat einen Autor, der normalerweise wenigstens einmal eingangs, im Titel oder in der Textüberschrift genannt wird. In den wissenschaftlichen wie auch in den meisten anderen Textklassen gehört der Autor nicht zum Gegenstandsobjekt / Textthema. Im Gegenteil würde dessen unmotiviert häufige Nennung eine der grundlegenden Konversationsmaximen – die Relevanzmaxime im Sinne von Paul Grice (1975) – verletzt haben. Die bei der Wissensproduktion eingebürgerte Konvention, die „überindividuelle Geltung“ der wissenschaftlichen Forschungsergebnisse in den Vordergrund zu rücken und die Rolle des Autors als Agens der

Wissensgewinnung zu verschleiern (Graefen 1997: 201) führt zum Dominieren distanzierter Darstellungsstrategien in der Wissenschaftskommunikation und in der Folge zu einem geringeren Anteil der expliziten Verfasserselbstreferenz im wissenschaftlichen Text. Wie es oben gezeigt wurde, liegt die explizite Autorisierung in den sprachwissenschaftlichen Texten durchschnittlich bei 2,5 %, gemessen an der Gesamtzahl aller im Text vorhandenen Prädikationen.

Formale Subjektlosigkeit blendet aber die Agensorientiertheit der wissensermittelnden Aktivitäten auf keinen Fall gänzlich aus. Obwohl man im wissenschaftlichen Text praktisch Gegenstände und abstrakte Begriffe „sprechen“ lässt, bleibt der Autor immer präsent und beim Textrezipieren mitverstanden und mitinferiert. Die Besonderheit der Verfasserreferenz hier besteht darin, dass die Mehrheit von autorbezogenen Textinhalten in die Bedeutungsstruktur vieler lexikalischer Einheiten und grammatischer Konstruktionen eingepackt ist und die Autorpräsenz suggeriert. Sie benennen den Autor nicht direkt, wie es bspw. bei 'ich' oder dem Autorenplural der Fall ist, sondern implizieren dessen Anwesenheit im Kontext der wissenschaftlichen Wissensgewinnung. Dazu gehören u. a. Die folgenden lexikalisch-grammatischen Gruppierungen:

Epistemische Modalkomponenten wie „natürlich“, „sicher“, „offenbar“, „vielleicht“, „ohne Zweifel“, „mit Bestimmtheit“ usw., die implizit auf den Autor verweisen, denn sie enthalten in ihrer semantischen Struktur die Merkmale 'epistemisch' und 'Sprecherbezug' und den Wissensgrad des Sprechenden über das Gesagte anzeigen (Helbig G. / Helbig A. 1990: 50-58). Das kann anhand von Beispielen illustriert werden.

(28) Interessant und problematisch sind *natürlich* die indirekten Fälle (Ernst, 110) → **Ich** (Peter Ernst) **weiss** es ganz genau, dass die indirekten Fälle interessant und problematisch sind.

(29) Wenn man Fragen wie die genannten und *gewiss* auch noch andere als Indikator für eine sprachkritische Haltung nimmt, (...) (Schiewe, 20) → **Ich** (Jürgen Schiewe) **weiss** es ganz genau, dass auch andere Fragen als Indikator für eine sprachkritische Haltung gelten.

Die epistemischen Modalkomponenten könnte man als „Ego-Projektionen“ in die Textstruktur auffassen, die die kognitiven Wissens- und Meinungseinstellungen des Verfassers zum Gegenstandsobjekt beim wissenschaftlichen Denken und Handeln markieren. Sie kontextualisieren somit das sprecherbezogene Operieren mit der Information.

Die rational-einschätzenden Lexeme wie „sinnvoll“, „plausibel“, „wichtig“, „angemessen“, „richtig“ usw. signalisieren immer die Autorposition zum

Gegenstandsobjekt. Ohne den Autor wäre der Texteingang solcher einschätzenden Lexeme unmotiviert und für die Interpretation unzureichend. Wie epistemische Modalkomponenten stellen auch sie – semantisch gesehen – autorisierte Prädikationen (Sachverhalte) in komprimierter Form dar, lassen sich aber in vollständige Strukturen problemlos umformen:

(30) All die Reflexionen ... waren *wichtige* und *gewichtige* Formen von Sprachkritik: *sinnvoll*, *konstruktiv*, *wirksam* [Schiewe, 22] → **Ich** (Jürgen Schiewe) **halte** Formen von Sprachkritik **für** wichtig, gewichtig, sinnvoll, konstruktiv, wirksam.

Die rational-einschätzenden Elemente sind sehr mannigfaltig und über den wissenschaftlichen Text unregelmäßig verstreut; zu deren Typologie siehe z. B.: Volf 1985: 39-42; Arutjunova 1988: 75-77. Auf Basis ihrer rekurrenten Wiederholung im Text wird ununterbrochen die Autorpräsenz suggeriert.

Abstrakte Substantive (Ziel, Begriff, Fragestellung etc.) sowie **Prädikate, die kognitive Handlungen bezeichnen** (bestimmen, definieren, argumentieren etc.) zeichnen sich wie bekannt durch hohe Frequenz in den wissenschaftlichen Texten. Solche Lexeme haben eine gedeckte (implizite) Valenz auf das Agens des Erkenntnisprozesses, denn der Autor ist letztlich jene Subjektgröße, die Argumente vorführt, Überlegungen darlegt, Differenzierungen vornimmt, Resultate zusammenfasst usw.

Indirekt verweisen auf den Autor auch zahlreiche, für einen wissenschaftlichen Text unabdingbare **verbindende Mittel**, die die logisch-semantische Verknüpfung zwischen den satzförmigen bzw. übersatzförmigen Texteinheiten sichern und als textgrammatische Mittel der Kohäsion in der Textlinguistik betrachtet werden (de Beaugrande / Dressler 1981; Brinker 2001). Die autorreferenzielle Bezogenheit von textlichen Konnektoren äußert sich darin, dass sie logische Zugriffe des Verfassers bezüglich der Textentfaltung explizieren. In gewissem Sinn können die Verknüpfungsmittel metakommunikativ gedeutet werden, weil sie dem Adressaten Instruktionen geben, wie die Zusammenhänge zwischen einzelnen Texteinheiten zu verstehen sind.

Zusammenfassung

Im vorliegenden Beitrag sind explizite und implizite Dimension der Autorisierung von sprachwissenschaftlichen Texten behandelt worden. Diese Dimensionen sind als einander ergänzend zu verstehen. Im Hinblick darauf möchte ich abschließend vier Punkte besonders hervorheben:

1. Die explizite Verfasserreferenz umfasst nicht nur den ich-Gebrauch, sondern auch das sprecherbezogene Wir und die jeweiligen Kasusformen der beiden Personalpronomen. Es muss aber die semantische Textleistung dieser Sprachformen in Betracht gezogen und ihre nicht-verfasserreferenziellen Bezüge bei der Auswertung der tatsächlichen Autorisierung ausgenommen werden. Wenn man diese Momente akzeptiert, dann liegt die explizite Verfasserreferenz durchschnittlich bei ca. 2,5 %.
2. Der Gebrauch von verfasserselbstreferenziellen Ausdrücken ist handlungs- bzw. textteilspezifisch. Am häufigsten kommen sie vor bei den planungsorientierten Handlungen, wenn der Verfasser seine eigenen wissensermittelnden Aktivitäten bezeichnet, auf die Arbeiten der Vorläufer verweist, über die persönlichen Erfahrungen bei der Wissensgewinnung berichtet oder auf andere Textteile anaphorisch / kataphorisch Bezug nimmt.
3. Dominierend für den sprachwissenschaftlichen Text sind distanzierte, verallgemeinernde Darstellungsstrategien, was die niedrigen Werte von expliziten verfasserreferenziellen Bezügen erklärt.
4. Die Besonderheit der Verfasserreferenz im sprachwissenschaftlichen Text besteht darin, dass die Mehrheit von autorbezogenen Textinhalten durch sprecherdeiktische Sprachelemente wie epistemische Modalkomponenten, einschätzende Lexeme, Konnektoren usw. suggeriert wird. Der besondere autorisierte Plan des wissenschaftlichen Textes setzt sich somit aus expliziten und impliziten Verfasserbezeichnungen, die zur Autorpräsenz beim Textproduzieren bzw. -rezipieren beitragen.

Literaturverzeichnis

- Admoni, Vladimir G.** (1957): „O predikativnosti“, in: *Uchenye zapiski Leningradskogo pedagogicheskogo instituta*, 28/2, S. 23-44.
- Alikaev Raschid S.** (1999): *Jazyk nauki v paradigme sovremennoj lingvistiki*, Nal'chik.
- Arutyunova, Nina D.** (1988): *Tipyi yazykovyih znacheniy: Otsenka. Sobyitie*, Moskva.
- Beaugrande, Robert-Alain de / Dressler, Wolfgang U.** (1981): *Einführung in die Textlinguistik*, Tübingen.
- Brinker, Klaus** (2001): *Linguistische Textanalyse: Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*, 5. Aufl., Berlin.
- Bußmann, Hademod** (2008): „Fachsprache“, in: Bußmann, Hademod (Hg.): *Lexikon der Sprachwissenschaft*, Stuttgart, S. 186-187.
- Chernjavskaja Valerija E.** (2006): *Interpretacija nauchnogo teksta: Uchebnoe posobie*, Moskva.

- Chernjavskaja Valerija E.** (2013): *Tekst v medialnom prostranstve: Uchebnoe posobie*, Moskva.
- Duden** (2009): *Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch*, hrsg. von der Dudenredaktion, 8., überarb. Aufl., Mannheim et al. (= Duden Bd. 4).
- Egbert, Maria** (2002): „Syntaktische Merkmale von übrigens in der Hauptposition: im Mittelfeld des Verb-Zweit-Satzes“, in: *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 30, S. 1-22.
- Ehlich, Konrad** (1993): „Deutsch als fremde Wissenschaftssprache“, in: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache*, 19, S. 13-42.
- Eisenberg, Peter** (2013): *Grundriss der deutschen Grammatik*. Bd. 2: Der Satz, 4. Aufl., Stuttgart et al.
- Ernst, Peter** (2002): *Pragmalinguistik. Grundlagen. Anwendungen. Probleme*, Berlin.
- Glück, Helmut** (2010): „Fachsprache“, in: Glück, Helmut (Hg.), *Metzler Lexikon Sprache*, 4. Aufl., Stuttgart / Weimar, S. 194-195.
- Graefen, Gabriele** (1997): *Der wissenschaftliche Artikel – Textart und Textorganisation*, Frankfurt am Main et al.
- Grice, H. Paul** (1975): “Logic and Conversation”, in: Cole, Peter / Morgan, Jerry (eds.), *Syntax and Semantics*, 3, New York.
- Heidolph, Karl Erich / Flämig, Walter / Motsch, Wolfgang** (Leiter des Autorenkollektivs) (1981): *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*, Berlin et al.
- Heinemann, Margot** (2000): „Textsorten des Bereichs Hochschule und Wissenschaft“, in: Brinker, Klaus / Antos, Gerd / Heinemann, Wolfgang / Sager F. Sven (Hg.): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, 1. Halbband, Berlin et al., S. 702-709.
- Helbig, Gerhard / Helbig, Agnes** (1990): *Lexikon deutscher Modalwörter*. 1. Aufl., Leipzig.
- Helbig, Gerhard / Buscha, Joachim** (2005): *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*, Berlin et al.
- Hennig, Mathilde** (2006): „So, und so, und so weiter. Vom Sinn und Unsinn der Wortklassifikation“, in: *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 34, S. 409-431.
- Jakobson, Roman** (1975): „Lingvistika i poetika“, in: *Strukturalizm: «za» i «protiv»*, Moskva, S. 193-230.
- Kozhina Margarita N.** (2006): „Nauchnyj stil“, in: Kozhina, Margarita N. (Hg.) *Stilisticheskij jenciklopedicheskij slovar' russkogo jazyka*, Moskva, S. 242-248.
- Kresta, Ronald** (1995): *Realisierungsformen der Interpersonalität in vier linguistischen Fachtextsorten des Englischen und des Deutschen*, Frankfurt am Main et al.

- Kretzenbacher, Heinz L.** (1995): „Wie durchsichtig ist die Sprache der Wissenschaften?“, in: Kretzenbacher, Heinz L. / Weinrich, Harald (Hg.): *Linguistik der Wissenschaftssprache*, Berlin et al., S. 15-39.
- Linke, Angelika / Nussbaumer, Markus** (2000): „Konzepte des Impliziten: Präsuppositionen und Implikaturen“, in: *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, 1. Halbband, Berlin et al., S. 435-448.
- Pumljanskij Aleksej L.** (1977): „Funkcional'nyj stil' nauchnoj i tehničeskoj literatury“, in: *Voprosy jazykoznanija*, 2, S. 87-97.
- Schiewe, Jürgen** (2011): „Was ist Sprachdidaktik? Einige programmatische Überlegungen“, in: Arendt, Birte / Kiesendahl, Jana (Hg.): *Sprachkritik in der Schule. Theoretische Grundlagen und ihre praktische Relevanz*, Göttingen, S. 19-30.
- Steinhoff, Torsten** (2007): „Zum ich-Gebrauch in Wissenschaftstexten“, in: *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, Vol. 35, S. 1-26.
- Techtmeier, Barbara** (2000): „Form und Funktion von Metakommunikation im Gespräch“, in: *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, 1. Halbband, Berlin et al., S. 1449-1463.
- Thaler, Verena** (2007): „Mündlichkeit, Schriftlichkeit, Synchronizität. Eine Analyse alter und neuer Konzepte zur Klassifizierung neuer Kommunikationsformen“, in: *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 35, S. 146-181.
- Volf, Elena M.** (1985): *Funktionalnaya semantika otsenki*, Moskva.
- Wahrig, Gerhard** (1987): *Deutsches Wörterbuch*, München.
- Weinrich, Harald** (1989): „Formen der Wissenschaftssprache“, in: *Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, S. 119-158.
- Weinrich, Harald** (1994): „Sprache und Wissenschaft“, in: Kretzenbacher / Heinz L. / Weinrich, Harald (Hg.), *Linguistik der Wissenschaftssprache*, Berlin et al., S. 3-14.
- Weinrich, Harald** (2007): *Textgrammatik der deutschen Sprache*. 4. Aufl., Hildesheim et al.
- Wierzbicka, Anna** (1978): „Metatekst v tekste“, in: *Novoe v zarubežnoj lingvistike*, 3, S. 403-421.